

Abrahams Erben – Einleitende Bemerkungen

Wo das Denken sich ungehindert entfalten kann, erscheint eigentlich alles so einfach: es ist ja alles eines. Lessing hat das 1779 in der oft zitierten Ringparabel seines letzten Hauptwerks, ‚Nathan der Weise‘, vorgeführt. Kontrastiert man diese gedankliche Epochenschwelle mit einem anderen Hauptwerk des Orientalismus im Said’schen Sinne, Mozarts 1782 uraufgeführtem Singspiel ‚Die Entführung aus dem Serail‘, dann könnte man schlicht folgern, dass dem Abendland viel Gedankenfreiheit und Gelassenheit zugewachsen sei, seitdem „der Türke“ das letzte Mal vor Wien gestanden hatte. Schließlich konnte man die bedrohlichen Szenarien von einst nunmehr als unterhaltsames Singspiel auf die Bühne der Wiener Burg bringen. Die bis heute wirkenden Feinheiten der Wiener Küche ließen sich dann als schmackhafter Beleg für solcherlei Triumphalismus genießen.

Doch so aufgeklärt wie auch schon seinerzeit – und bis heute – unbestritten utopisch, so wenig originell war das ausdrucksstarke Bild von dem einen Ring in dreien im 18. Jahrhundert: Lessing hatte es in der dritten Erzählung des Ersten Tages in Boccaccios ‚Decamerone‘ gefunden (*Melchisedech giudeo con una novella di tre anella cessa un gran pericolo dal Saladino apparecchiato gli*),¹ auch wenn die Begegnung zwischen Saladin und dem Juden Melchisedek hier noch mehr von einer mittelalterlichen Zwangsdisputation als vom Gespräch in einem aufgeklärten Salon hatte. Die Textforschung hat weitere Vorläufer ausgemacht, vom toskanischen ‚Novellino‘ der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, der also bald nach den vorgeblichen Ereignissen an Saladins Hof entstand, bis hinab zu Erzählungen der iberischen Juden im 11. Jahrhundert. Unter den Varianten der Textgeschichte finden sich auch Spielarten, die bereits im hohen Mittelalter durchaus lessingsche Gedankenweite erkennen lassen: Beim Wiener Weltchronisten und Dichter Jansen Enikel († nach 1302) etwa, der das Motiv an Saladins Tisch platziert,² soll zwar nur einer der Ringe der wahre gewesen sein. Die Identifikation dieses wahren Rings aber bleibt Gottes Allwissenheit vorbehalten. Das war, in seiner Zeit, höchst freizügig gedacht. Im Grunde war es damals Häresie.³

Dass die Gedankenwelt schon im Hochmittelalter mehr Lichträume ausgewiesen hätte, als die Mehrzahl der verbreiteten Stereotype über diese Vergangenheit erwarten lässt, könnte demnach als gefälliger Befund gelesen werden. Tatsächlich wurden einschlägige Beobachtungen ja oft und auch keinesfalls nur in populären Darstellungen in dieser Weise interpretiert, wenn etwa die friedliche Koexistenz von Völkern

1 Giovanni Boccaccio, Decameron. Nuova edizione rivista e aggiornata, 2 Bde., hrsg. v. Vittore BRANCA, Turin 1980, Bd. 1, S. 78–82 (ebd., S. 78, Anm. 2, mit Hinweisen zur Motivgeschichte).

2 Jansen Enikels Werke, hrsg. v. Philipp STRAUCH (MGH Deutsche Chroniken 3), Hannover, Leipzig 1900, hier S. 518–520, vv. 26550–26676. Für weitere Hinweise zum Autor s. den Beitrag von Heiko ULLRICH in diesem Band.

3 Friedrich NIEWÖHNER, Veritas sive Varietas – Lessings Toleranzparabel und das Buch von den drei Betrügern, Heidelberg 1988.

und Religionen unter der Sonne Andalusiens oder die Freizügigkeit des Denkens und Forschens am sizilianischen Hof Friedrichs II. gepriesen wurden.⁴ Bei solchen Deutungen ging und geht es allerdings nicht nur um die spannungsarme Behauptung eines überwältigten Eindrucks von der Erhabenheit mittelalterlicher Bauten, der formvollendeten Bildsprache von Handschriftenminiaturen oder der Feinsinnigkeit von Epen und Liedern ferner Zeiten, die man mit dem beherrschenden Bild von einer archaischen und gewaltgeleiteten Vergangenheit kontrastiert. Stets hat man aus solchen Befunden auch Argumente für jeweils aktuelle Gegenwartsprobleme gewinnen wollen, und das ganz ungeachtet der Frage, ob es sich nun um gesuchte vormoderne Anbindungen nationaler Selbstkonstruktionen des 19. Jahrhunderts handelte, oder die Nutzbarmachung der vermeintlich signifikanten Akkulturationsfähigkeit der iberischen Juden für den Emanzipationsdiskurs des 19. Jahrhunderts.⁵ Manches, was da einst geschrieben wurde, ist längst überholt, ja zum Teil auch unsäglich und unsagbar geworden. Dieser ersichtliche Alterungsprozess hat aber bis in die jüngste Zeit nicht davon abgehalten, die Gegenwart vermittels der Vergangenheit positiv bestimmen und belegen zu wollen;⁶ nur die Blicke sind andere geworden: Da sollen – zumindest solange, wie bis zum Ausbruch der anhaltenden Finanzkrise ein optimistisches Europabild vorherrschte – die Karolinger die Familie gewesen sein, die Europa geschaffen hat,⁷ und das Idyll unter der Sonne Andalusiens wurde gerne zur Morgenröte der multikulturellen Gesellschaft stilisiert.⁸

4 Zu den Bildern von Friedrich II. s. ausführlich Marcus THOMSEN, „Ein feuriger Herr des Anfangs ...“ Kaiser Friedrich II. in der Auffassung der Nachwelt (Kieler Historische Studien 42), Ostfildern 2005; vgl. knapp die Einleitung in Tanja BRÜSCH u. Klaus VAN EICKELS, Kaiser Friedrich II. – Leben und Persönlichkeit in Quellen des Mittelalters, Düsseldorf, Zürich 2000, S. 9–23, hier v. a. S. 12–21. Zur spanischen Halbinsel vgl. Anm. 8.

5 Vgl. Johannes HEIL, Wissenschaft des Judentums 1819–1933 – Wissenschaft, Selbstbild und Trugbilder, in: Markus HILGERT u. Michael WINK (Hgg.), Menschen-Bilder. Darstellungen des Humanen in der Wissenschaft (Heidelberger Jahrbuch 54), Berlin 2012, S. 351–371, hier S. 364–368.

6 Für eine Reihe kritischer Fallstudien zu modernen Mittelalter-Bezügen s. die Beiträge in János M. BAK u. a. (Hgg.), Gebrauch und Missbrauch des Mittelalters, 19.–21. Jahrhundert / Uses and Abuses of the Middle Ages: 19th–21st Century / Usages et Mésusages du Moyen Age du XIX^e au XXI^e siècle (MittelalterStudien 17), München 2009.

7 Eine knappe, kritische Bestandsaufnahme bietet Klaus OSHEMA, Ein Karl für alle Fälle – Historiographische Verortungen Karls des Großen zwischen Nation, Europa und der Welt, in: Gregor FEINDT u. a. (Hgg.), Europäische Erinnerung als verflochtene Erinnerung. Vielstimmige und vielschichtige Vergangenheitsdeutungen jenseits der Nation (Formen der Erinnerung 55), Göttingen 2014, S. 39–63.

8 Vgl. im knappen Überblick Mark R. COHEN, Unter Kreuz und Halbmond. Die Juden im Mittelalter, München 2005, sowie María Rosa MENOCA, Die Palme im Westen. Muslime, Juden und Christen im alten Andalusien, Berlin 2003. Im Gegenzug stilisierte der Romantiker Friedrich von Hardenberg (Novalis) das europäische Mittelalter zu einer Zeit der christlichen Kircheneinheit, vgl. etwa Richard LITTLEJOHNS, Everlasting Peace and Medieval Europe: Romantic Myth-Making in Novalis's „Europa“, in: DERS. u. Sara SONCINI (Hgg.), Myths of Europe (Internationale Forschungen zur Allgemeinen und Vergleichenden Literaturwissenschaft 107), Amsterdam, New York 2007, S. 171–181. Zu den vielfälti-

Wer dabei auch weiterhin Lessings Ring-Parabel einfach nur fortschreiben will, den dürfte Arnold ESCH in seinem Vortrag zum Heidelberger Symposium vielleicht enttäuscht haben – und den wird wohl auch dieser Band enttäuschen. Denn wie ESCH ernüchternd knapp formulierte: „In der mittelmeerischen Wirklichkeit galt die Ring-Parabel nicht.“⁹ Diese Feststellung lässt sich unmittelbar auf den Text selbst, seine Geschichte und die von ihm entwickelten Motive herunterbrechen, hatten doch schon der wirkliche Saladin und seine Lebenswelt mit den an sich natürlich bemerkenswerten mittelalterlichen Idealisierungen des Begründers der Ayyubiden-Dynastie wenig zu tun.¹⁰

Freilich ging es beim Heidelberger Symposium zu „Abrahams Erben“ im Umkehrschluss auch keineswegs darum, gegen allzu selbstgefällige und schöngefärbte Vergangenheitsbilder, die in den Dienst der Gegenwartsgestaltung gestellt wurden, nun eine quasi bellizistische Lesart zu bedienen, die das ebenso vertraute gegenteilige Extrem der Stereotype repräsentiert.¹¹ Die Beiträge sollten natürlich nicht die mittelalterlichen Kultur- und Religionsverhältnisse alleine unter dem Aspekt von Beherrschung, Unterdrückung und Verfolgung betrachten und auf diese Weise das allzu simple Konzept vom „clash of cultures“ historisch zurückschreiben. Um es deutlich zu sagen: Eine solche Engführung der Perspektive träfe die Verhältnisse ebenso wenig – und das sei auch deshalb besonders betont, weil dieser Tage vielerorts engagierte „Islamkritiker“ ganz unterschiedlicher Couleur, Neo-Konservative und andere – in der Summe eine überaus merkwürdige und widersprüchliche Allianz – sich einmal mehr unverblümt der Geschichte zur Unterfütterung ihrer ebenso fragwürdigen politischen Ziele bedienen. Da sei die Bemerkung gestattet, dass ihr Zugriff auf die Vergangenheit strukturell, nämlich was die Unbekümmertheit ihres Vorgehens im Dienste eines vorab bezeichneten Ergebnisses anbetrifft, der Gedankenwelt der Kämpfer des „Islamischen Staates“ gar nicht fern steht, die 2014 ein Kalifat begründen wollen. Hier wird dort eine vermeintliche Eindeutigkeit in den Dienst einer Ideologie gestellt, die in eine unaufhebbare Frontstellung mündet.

gen und gebrochenen Bezugnahmen auf das Mittelalter s. a. Otto Gerhard OEXLE, Die Gegenwart des Mittelalters (Das mittelalterliche Jahrtausend 1), Berlin 2013 (mit weiteren Literaturhinweisen).

9 Siehe den Beitrag von Arnold ESCH im vorliegenden Band.

10 Vgl. Margaret JUBB, *The Legend of Saladin in Western Literature and Historiography*, Lewiston 2000, und Hans MÖHRING, *Saladin. Der Sultan und seine Zeit 1138–1193* (C.H. Beck Wissen), München 2012, v. a. S. 109–123; s. a. die Beiträge in Heinz GAUBE, Bernd SCHNEIDMÜLLER u. Stefan WEINFURTER (Hgg.), *Konfrontation der Kulturen? Saladin und die Kreuzfahrer*, Mainz 2005.

11 Hier ließe sich etwa an den Titel denken von Robert BARTLETT, *Die Geburt Europas aus dem Geist der Gewalt. Eroberung, Kolonisierung und kultureller Wandel von 950 bis 1350*, München 1996. Dabei ist allerdings anzumerken, dass diese Formulierung weder dem englischen Original entspricht („The Making of Europe“), noch die Darstellung des Autors adäquat wiedergibt. Zu den polemischen Dimensionen von Mittelalter-Begriff und -Konzept s. etwa Peter von Moos, *Gefahren des Mittelalterbegriffs. Diagnostische und präventive Aspekte*, in: Joachim HEINZLE (Hg.), *Modernes Mittelalter. Neue Bilder einer populären Epoche*, Frankfurt a. M., Leipzig 1999, S. 33–63.

Was den sogenannten „Islamischen Staat“ anbetrifft, soll unter Einsatz schier unsäglichem Gewalt im Namen religiöser Bezüge ein utopischer, ja irreal-mythischer Ursprungszustand des 8. Jahrhunderts wiedergewonnen werden: Da wird hinter dem Horizont einer weggewischten Geschichte rückwärtsschreitend ein Kalifat ausgemacht, das so nie existiert hat. Hätte man es bei diesen Kämpfern unserer Tage nicht mit einer Armee enthemmter Schulabbrecher und anderer bildungsfeindlicher Fanatiker zu tun, könnte der Auftritt einer interdisziplinär aufgestellten Wissenschaftsgemeinschaft bei angemessener didaktischer Begleitung vielleicht segensreich wirken und Aufklärung leisten.

Freilich wird man kaum hoffen dürfen, dass wissenschaftliche Untersuchungen, Befunde und Debatten unmittelbar auf die unheilvollen Umstände einwirken. Wer möchte damit rechnen, auf diese Weise bei den Kämpfern selbst oder zumindest bei jenen, die ihnen aus Europa zuströmen, Gehör zu finden? Auch die Akteure in den anderen Krisenregionen, die zurzeit von ähnlich gelagerten Konflikten und Bewegungen gebeutelt werden, wird die Wissenschaftsgemeinschaft in den meisten Fällen wohl kaum erreichen. Dennoch: Nach innen hinein, auf die überwältigende Mehrheit der Gesellschaften bezogen, erscheint überall dort, wo die Umstände des Jahres 2013 und erst recht die Bilder des Jahres 2014 zu einfachen, letztlich resignierten Deutungen einladen wollen (die Umstände bei Erscheinen dieses Bandes sind zum Zeitpunkt des Schreibens nicht absehbar, versprechen aber kaum besser zu sein), eine perspektivenreiche und letztlich auch für Widersprüchlichkeiten offene Beschäftigung mit der Vergangenheit notwendig. Wer, wenn nicht eine mit dem Mittelalter befasste und im Konzert ganz verschiedener binnenfachlicher Perspektiven antretende Wissenschaftsgemeinschaft könnte den bis vor kurzem überhaupt nicht auf solch extremistische Geschichtsanleihen eingestellten Gesellschaften eine multidisziplinäre Orientierung zum besseren Verständnis des gerade Geschehenden anbieten und Perspektiven für weiter gefasste historische Kohabitations- und Konfliktforschung aufzeigen?

Diesem hoch gesteckten Ziel vermag der vorliegende Band alleine natürlich keineswegs gerecht zu werden – aber er muss es auch nicht, will er doch nicht mehr als einen Zwischenstand bieten. Denn den Rahmen für eine weiter ausgreifende Gesamtschau, welche die widersprüchlichen Phänomene der mittelalterlichen Kulturen und Gesellschaften umfasst – scheinbare wie wirkliche –, haben Forschungen und Forschergruppen in den vergangenen Jahren abgesteckt. Vielleicht kann man die Arbeit an diesem Rahmen als den eigentlichen mediävistischen Niederschlag des Jahres 1989 ansprechen – und darüber hinaus feststellen, dass die einschlägige Forschung durch den Einschnitt des 11. September 2001 erst recht vorangetrieben worden ist. Die mit diesen Daten angesprochenen Ereignisse und Prozesse befeuerten nachhaltig das Interesse an Fragestellungen, die kulturelle Kontakte, religiöses Zusammenleben und Konflikte, kulturellen und religiösen Austausch und vieles mehr in den Blick nehmen. Die Ausrichtung der entsprechenden Studien konnte dabei ganz unterschiedlich ausfallen: Während die einen Projekte vor allem die Genese und Dynamik

der europäischen Kulturen untersuchten, interessierten sich andere ausdrücklich für Kontakte, die den Rahmen des Erdteils überschritten.¹²

In der Sache, das macht die Mehrzahl der einschlägigen Studien aber wohl klar, spielte die kontinentale Grenze letztlich keine entscheidende Rolle: Die dynamischen Prozesse von Kontakt, Kooperation und Konflikt zwischen den religiösen Gemeinschaften von Christentum (in all seiner Vielfalt), Judentum und Islam konnten sich fern jener Gebiete abspielen, die wir heute als Europa bezeichnen – aber wohlge-merkt auch innerhalb von dessen Grenzen. Wenngleich vor wenigen Jahren die Aussage des ehemaligen deutschen Bundespräsidenten Christian Wulff, der „Islam gehöre zu Deutschland“, für erregte und kontroverse Debatten gesorgt haben mag: dass Juden, Christen und Muslime Teil der europäischen Geschichte des Mittelalters sind und diese durch ihr Mit- und Gegeneinander grundlegend geprägt haben, dürfte unterdessen kaum mehr in Frage gestellt werden.¹³

Die Vielfalt der Zugriffe und Ergebnisse der bereits vorliegenden, einschlägigen Untersuchungen ist nicht einfach zu resümieren. In einem Aspekt treffen sie sich aber durchweg, weil sich nämlich im Rahmen der intensivierten Forschung immer wieder gezeigt hat, dass es keine Eindeutigkeiten und einfachen Wahrheiten gibt. Die simple Frage nach ‚Integration *oder* Desintegration‘ der Kulturen im europäischen Mittelalter ginge damit in letzter Konsequenz eigentlich an der Sache vorbei, bestand doch vielmehr stets ein Nebeneinander von ‚Integration *und* Desintegration‘, von Barrieren und Passagen. Nähe und Distanz, Kohabitation und Konfrontation, waren untrennbar miteinander verwoben, bis hin zum Befund, dass „Gewalt ein zentraler und systemischer Faktor der Koexistenz zwischen Mehrheit und Minderheiten war“ (David NIRENBERG).¹⁴

¹² Aus der Vielzahl der einschlägigen Titel seien hier stellvertretend genannt die reichhaltigen Sammelbände Michael BORGOLTE u. a. (Hgg.), *Integration und Desintegration der Kulturen im Europäischen Mittelalter* (Europa im Mittelalter 18), Berlin 2011; DERS. u. a. (Hgg.), *Mittelalter im Labor. Die Mediävistik testet Wege zu einer transkulturellen Europawissenschaft* (Europa im Mittelalter 10), Berlin 2008; Alexander FIDORA u. Matthias TISCHLER (Hgg.), *Christlicher Norden – muslimischer Süden. Ansprüche und Wirklichkeiten von Christen, Juden und Muslimen auf der Iberischen Halbinsel im Hoch- und Spätmittelalter* (Erudiri Sapientia 7), Münster 2011. Einschlägige Fragen und Probleme untersuchen aktuell u. a. auch das vom European Research Council geförderte Projekt „RelMin“ („The Legal Status of Religious Minorities in the Euro-Mediterranean World (5th–15th Centuries“) unter der maßgeblichen Federführung von John Tolan (Nantes), s. <http://www.relmin.eu> (einges. 09.09.2014), sowie mehrere Teilprojekte des Exzellenzclusters „Religion und Politik“ an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster, s. <http://www.uni-muenster.de/Religion-und-Politik> (einges. 09.09.2014).

¹³ Michael BORGOLTE, *Christen, Juden, Muselmanen. Die Erben der Antike und der Aufstieg des Abendlandes 300 bis 1400 n. Chr.* (Siedler Geschichte Europas), München 2006.

¹⁴ David NIRENBERG, *Communities of Violence. Persecutions of Minorities in the Middle Ages*, Princeton 1996, S. 245.

Diese Feststellung mag beunruhigend erscheinen, weil sie keine Eindeutigkeiten bietet und jede verklärende Betrachtung der Vergangenheit – und seien es nur einzelne Phasen in ihr – unterbindet. Sie besitzt damit aber den unbestrittenen Vorteil des verfeinerten Blicks, der nicht vom ohnehin flüchtigen Ergebnis, sondern von den komplexen Voraussetzungen und Prozessen des Zusammenlebens von Mehrheit und Minderheiten ausgeht. Mehr noch: Das starre Schema, das die Ursachen des Handelns, besonders des Gewalthandelns, ausschließlich in der Verfassung der Mehrheit als „Verfolgergesellschaft“ (Richard I. MOORE)¹⁵ oder in einem jedem Monotheismus innewohnenden kämpferischen Absolutheitsanspruch (Jan ASSMANN)¹⁶ suchen will, wird so durch einen auf soziale Komplexität vorbereiteten Blick ersetzt. Gerade weil dieser Blick nicht auf die Frage nach religiös begründeten Antriebskräften reduziert ist, kann er in der Folge auch erst recht für die Analyse von Fragestellungen und Prozessen moderner Gesellschaften fruchtbar gemacht werden.

Machen wir uns also zunächst einmal keine Illusionen: ‚Abrahams Erben‘ haben, auf das Ganze betrachtet, im Mittelalter nur selten versöhnliche Wege beschritten. Die Rückbesinnung auf die gemeinsame Verwurzelung, die sich sinnbildlich in der Figur des biblischen Erzvaters, den im Grunde alleinig gemeinsamen „Fluchtpunkt in der Vergangenheit“ (Ludger LIEB) und der ihm gegebenen Verheißungen fassen lässt, hat unter seiner Nachkommenschaft nur wenige Bindungen entstehen lassen. Die Erben haben sich in den Erbstreitigkeiten eingerichtet und Konkurrenzverhältnisse mit über weite Strecken konflikthaftem Verlauf begründet.

Über den Befund, dass Kohabitation und Konflikt sich wechselseitig bedingten, kann auch noch hinausgegangen werden. Wie einige der hier versammelten Beiträge vorführen, haben die mittelalterlichen Gesellschaften aus den Auseinandersetzungen mit dem Gegenüber ihren Nutzen zu ziehen gewusst. Im Kontrast zu den wechselnden Opponenten und Minderheiten im Innern ließ sich der Blick für das jeweils Eigene schärfen und fiel die Definition von Werten, Normen und Grenzen leichter. Gerade hier hat das Mittelalter Dialektiken vorgegeben, die über die Neuzeit bis in die Gegenwart hineinwirken. Wo die Verwandtschaftsbeziehungen nun einmal schwierig waren und sind, kann der Konflikt auch der eigenen Selbstvergewisserung dienstbar gemacht werden. Das demnächst anstehende Reformationsjubiläum verweist auf eine analoge Geschichte mit reichem Anschauungsmaterial, das noch weitgehend nicht der Entdeckung, aber der Bewusstmachung harrt. Denn an der Basis des Erfolgs der Reform stand die Bezeichnung einer ‚Achse des Bösen‘, die von Konstantinopel über den „Bapst zu Rom“ bis in die Frankfurter Judengasse reichte. Hier wie zuvor (und womöglich auch heute) lässt sich ein „Erbe Abrahams“ mit ausgesprochen para-

¹⁵ Die Prägung geht zurück auf Robert I. MOORE, *The Formation of a Persecuting Society. Power and Deviance in Western Europe, 950–1250*, Oxford 1987.

¹⁶ Vgl. Jan ASSMANN, *Die Mosaische Unterscheidung. Oder der Preis des Monotheismus*, München, Wien 2003.

doxen Effekten fassen, weil im oft unerbittlichen Streit der Erben die jeweils anderen als Söhne Hagens verstanden wurden, die also zu Recht verstoßen worden sein sollen (Gen 21; Gal 4).¹⁷

Gemessen am gegebenen Rahmen der mediävistischen Forschung haben sich das Konzept und die Beiträge der Heidelberger Tagung auf einen Weg der Verbreiterung und Vertiefung der Diskussion begeben. Dabei stehen Zugänge, die sich innerhalb disziplinär gebundener Perspektiven bewegen, neben konsequent fachübergreifenden Ansätzen. In der Summe versammelt der vorliegende Band damit eine Vielzahl aufschlussreicher Untersuchungen, die Beiträge zur Klärung eines ganzen Bündels von Fragen leisten: was Begegnung ermöglicht hat, – welche Erwartungen die Akteure leiteten, – was Bedingungen und Gegenstände des interkulturellen Austauschs waren, – welche Faktoren wechselseitige Wahrnehmungen und Horizonte bestimmten und welcher Art diese waren, – was Konflikte generierte und was überhaupt jenseits von einfachen Gewissheiten die bestimmenden Kräfte zur Gestaltung von Alltag und Lebenswelten in den Kulturen des europäischen Mittelalters waren. Mit der thematischen Ausrichtung verfolgten die Organisatoren das Ziel einer methodisch fundierten Selbstvergewisserung mit den Mitteln einer akkuraten Introspektion. Archäologie, Geschichte, Islamwissenschaften, Jüdische Studien, Kunstgeschichte, Literatur- und Sprachwissenschaften, Musikwissenschaft, Philosophie, Theologie, Wissenschaftsgeschichte und andere Disziplinen der Mediävistik verfügen hier über je eigene Zugänge. Sie sind in Heidelberg in Austausch miteinander getreten und haben künftige Forschungsperspektiven ausgemessen, die heute erst in vagen Konturen zu erkennen sind, aber an künftigen Ergebnissen ablesbar sein werden.

Wichtige Einblicke und Erkenntnisse zeichnen sich aber jetzt bereits ab: Das beginnt schon bei den Blicken auf die ‚Gründerfigur‘ Abraham selbst, deren Bild in unterschiedlichen Medien ausgestaltet werden konnte. Die potentielle Vielzahl der Bezugsweisen erscheint dabei in den untersuchten Text- und Bildzeugnissen eigen-tümlich gedämpft. Wie nicht anders zu erwarten, begegnet Abraham durchaus manchenorts mehr oder weniger deutlich als identitätsstiftende Figur (HARLOS, KALNING, ENDERWITZ). Er kann als Vergleichs- oder Kontrastfigur angesprochen werden (ULLRICH, UKENA-BEST) und in der bildlichen Darstellung wichtige Symbolgehalte der religiösen Lehre vermitteln (KEIL, PARANOÛ). Kaum einmal werden aber entsprechende Verweise zur expliziten Diskussion der Verbindungslinien zwischen den Religionsgemeinschaften genutzt, die sich auf ihn als Gründerfigur beziehen.

¹⁷ Vgl. Martin Luther, Fastenpostille 1525, hrsg. v. Ernst THIELE u. Georg BUCHWALD, in: D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe, Bd. 17, 2, Weimar 1927, S. 1–247, hier S. 222 (Predigt zu Gal. 4,21–31); ders., Heerpredigt wider den Türken (1529), hrsg. v. Ferdinand COHRS u. Alfred GOETZE, in: ebd., Bd. 30, 2, Weimar 1909, S. 81–197, hier S. 195 u. ö.

Gleichwohl reizte das spezifische ‚Andere‘ der Mit-Erben über die Jahrhunderte des Mittelalters hinweg immer wieder zur ausdrücklichen Auseinandersetzung in ganz unterschiedlichen Medien und Zusammenhängen: Wie dieser Bezugspol geradezu zwischen Anziehung und Abstoßung oszillieren konnte, zeigen unter anderem festgefügte Motivbestände aus den christlichen Erzähltraditionen. Am Beispiel der Begegnung zwischen Christen und den Angehörigen anderer Religionsgemeinschaften in den mittelhochdeutschen Brautwerbungserzählungen (KOHNEN) oder auch in der Darstellung fiktiver Gefangenschaft in der Fremde (LOLEIT) wird stets aufs Neue das Eigene durch die Auseinandersetzung mit dem Anderen im Medium der Fiktion bestimmt (WAGNER). Letzteres kann sich dabei, den Gewohnheiten der Zeit entsprechend, durchaus auf Gattungen erstrecken, die moderne Rezeptionsgewohnheiten davon gerne trennscharf abgrenzen möchte (RADEK). In ganz unterschiedlichen Kontexten und Textsorten wird damit auch dem Anderen eine je eigene Bedeutung beigemessen.

Solcherlei Verhandlungen im Denkraum des literarischen Schaffens machten zwar breite Motivbestände nutzbar, verweisen aber keineswegs notwendig auf reale Begegnungen oder auch nur auf die Bereitschaft zu solchen. In Analogie zu diesen expliziten Aushandlungen sind auch im weiteren Rahmen motivische oder formale Übereinstimmungen zwischen Texten, die in verschiedenen religiösen Gruppen produziert wurden, nicht unmittelbar als Indizien für Anpassung oder gar intensive soziale Kontakte zu lesen. Tatsächlich sollten sie wohl vielmehr aus den strukturellen Bedingungen der literarischen Produktion bei höchstens punktueller und eng begrenzter Akkulturation erklärt werden (MIKLAUTSCH).

Gerade der Blick auf die medialen Grundlagen und Formen der performativen Umsetzung in der Glaubenspraxis kann das Bewusstsein dafür schärfen, welche strukturellen Gemeinsamkeiten das Leben der drei Religionsgemeinschaften grundlegend bestimmten, ohne damit historische Varianz auszuschließen. In allen drei Religionen steht das „Buch“ im Sinne einer „Heiligen Schrift“ im Zentrum, die in den jeweiligen Praktiken allerdings auf ganz unterschiedliche Weise wahrgenommen und eingesetzt werden kann. So verweist die Untersuchung der „vokalen Performanz“ auf die sich auseinander entwickelnde Deutung der heiligen Texte im Ritus (HAUG, HAAS), während bereits die Frage nach der Wahrnehmung des Korans (NEUWIRTH), der Bibel (HEINZER) oder der Tora (ZIMMERMANN) grundlegende Aspekte der religiösen Vorstellungswelt beleuchtet, indem sie das Spannungsfeld von fixierter Schrift und religiösem Erleben in der Performanz eröffnet. Dabei kam es durchaus zu Momenten gegenseitiger Beeinflussung zwischen den Religionsgemeinschaften, die aber im selben Zug wieder zu sich voneinander abgrenzenden, eigenständigen Entwicklungen führen konnten (NIETEN).

Verlässt man gar den unmittelbaren Raum der kultischen Praxis, so stößt man immer wieder auf Situationen und Zusammenhänge, die dazu zwingen, den Fundierungswert der religiösen Vorgaben in seinem Absolutheitsanspruch zu hinterfragen. Wo es nötig war – oder den Beteiligten als vorteilhaft erschien – ließen sich

Differenzen und Widersprüche eben durchaus pragmatisch überwinden, Brücken zur Verständigung bauen (KÖNIG) oder Wissensbestände bruchlos übernehmen (SCHULZE). Eine ganze Reihe von Beiträgen, die hier nicht einzeln angeführt werden sollen, nehmen gerade solche Grenzsituationen in den Blick, deren Entwicklung und Ausgang offensichtlich nicht von radikalen Differenzsetzungen im Namen der religiösen Zuordnung bestimmt wurden, sondern in denen die jeweiligen Akteure auf flexible Weise Wege suchten – und fanden – mit denen zumindest situativ Aushandlungsprozesse und Kooperationsmomente möglich wurden. Aus der Sicht der christlichen Mehrheitsgesellschaft des hohen und späten Mittelalters zieht dabei immer wieder der Blick auf die Lage der Juden das Interesse auf sich, die jenseits wiederholt zu beobachtender Vertreibungen eben auch dazu herausforderten, die Problemstellung der religiösen Differenz regelnd in den Griff zu bekommen – in der Ausprägung eines spezifischen Judenrechts (PACYNA), aber auch im Hinblick auf die Praktiken des gemeinsamen wirtschaftlichen Handelns und damit in der alltäglichen Lebenswelt (BRUGGER, WIEDL).

Die Frontstellungen im Hintergrund, auch das sollte an dieser Stelle nicht vergessen werden, konfrontierten dabei keineswegs nur in homogener Weise Christen mit Juden oder Muslimen. Vielmehr waren gerade im hohen und späten Mittelalter auch quasi interne Konfliktlagen zwischen lateinischen und griechischen Christen (um nur dieses Beispiel hier gesondert zu nennen) von grundlegender Bedeutung. Es wirkt wohl nur auf den ersten Blick überraschend, wenn gerade Klöster als „Begegnungsräume“ auszumachen sind, die hier bedeutende Mittlerfunktion ausüben konnten (S. BURKHARDT, MERSCH, J. BURKHARDT, MITSIOU): Die Befunde zeigen, wie gelebte Nähe zugleich die religiös-kulturelle Distanz verkürzen konnte (MITSIOU), bis hinein in die Haltung vor Ort verwurzelter Mendikanten, denen doch eigentlich die Mission der nichtlateinischen Christen als Auftrag gegeben war (MERSCH). Doch auch im weltlichen Bereich waren entsprechende Konfliktlinien präsent und forderten je nach Kontext mehr oder weniger erfolgreiche Vermittlungsprozesse heraus (JOSTKLEIGREWE, RICKELT, CARR).

Solche Befunde sollten aber nicht die Bruchstellen vergessen lassen: Manch vermeintliches Zeugnis für mittelalterliche Kulturenviefalt entpuppt sich bei genauem Hinsehen als Ausdruck unbedingter Suprematie einer einzigen Seite (S. BURKHARDT). Steingewordenen Niederschlag findet diese Haltung stellenweise dort, wo synkretistische Bauformen keineswegs als Zeichen einer offenen Geisteshaltung oder gar schon im Sinne einer modernen Toleranz zu lesen sind, sondern vielmehr einen triumphalistischen Gestus bedeuten, in dem die Architekturformen der „Anderen“ in die Formensprache der christlichen Architektur integriert werden (KELLER). Auch im Medium der Architektur, insbesondere beim Bau sakraler Gebäude, lassen sich daher geradezu paradigmatisch Anleihen, Einflüsse und Konkurrenzen ablesen (NEUHEUSER, PAULUS, WIDMAIER).

Wie schon dieser knappe Überblick verdeutlicht, führt der Blick auf das Verhältnis von ‚Abrahams Erben‘ im historischen Verlauf immer wieder auf die im Titel genann-

ten Pole von „Konkurrenz, Konflikt und Koexistenz“ zurück. Dass die stets aufs Neue aufbrechenden Konflikte dabei radikale Formen annehmen konnten, dürfte wohl in nicht geringem Maße der gemeinsamen Abstammung zu verdanken sein, die den Religionsgemeinschaften durchaus bewusst war. Nähe schafft eben nicht notwendigerweise Harmonie, sondern befördert wohl gerade in religiösen Fragen zugleich den Wunsch nach Abgrenzung und Durchsetzung. Und so bilden im Überblick eben auch jene Orte und Zeiten, in denen ein weitgehend konfliktfreies Zusammenleben möglich erscheinen mochte, letztlich nur eine Folie. Die offene Haltung oder auch nur die pragmatische Einrichtung in multikultureller Vergemeinschaftung stieß immer wieder an Grenzen und gab den Akteuren unauflösbare Widersprüche auf (ESCH).

Es ist nun keineswegs als Verharmlosung der dabei zu beobachtenden Brutalität und Grausamkeit zu verstehen, wenn man festhält, dass selbst der Kontaktmodus ‚Konflikt‘ keine rein ausgrenzenden Wirkungen besitzt. Auch bei der negativen Wahrnehmung des jeweils ‚Anderen‘ und deren ritueller Umsetzung konnte der ‚Andere‘ doch zugleich für die Konstruktion der eigenen Identität – selbst im Rahmen des Gottesdienstes – konstitutiv erscheinen (BÄRSCH, VOGELGSANG). Insgesamt bildet die ‚Erbengemeinschaft‘ damit einen Zusammenhang, dessen Mechanismen und Dynamiken immer wieder aufeinander bezogen sind und sich einer vereinfachenden Kategorisierung entziehen. Schon alleine die Wahrnehmung und Beschreibung etwa der Juden durch christliche Autoren führt in eine schwierige Gemengelage von individueller Beobachtung und stereotyper Polemik (SCHOLL), die aber nicht immer nur von der jeweiligen Mehrheitsgesellschaft ausgehen musste (RASPE). Nicht zuletzt aufgrund dieser eng verwobenen Interaktionen, so wird man zumindest vermuten dürfen, begegnet bereits in mittelalterlichen Kontexten auch immer wieder das Verlangen, den ‚Anderen‘ nicht nur auszugrenzen oder gewaltsam zu bekämpfen, sondern auch mit den Mitteln des Wortes von der eigenen Position zu überzeugen (WALTER). Dabei mag das Scheitern solcher Ansätze zumindest so lange tatsächlich vorprogrammiert sein, wie es letztlich nicht um den freien Austausch von Meinungen und Ansichten geht, sondern immer noch die Behauptung der eigenen Überlegenheit mitschwingt.

Die Materialien und Einsichten unseres Bandes können dabei aber auch eine positive Einsicht vermitteln: Nicht nur müssen wir heute kulturelle und soziale Pluralität – gerade auch mit ihren Zumutungen – erfahren, deuten und ertragen, sondern auch die Vergangenheit war bereits mit Uneindeutigkeiten konfrontiert. Schon die Menschen der Vormoderne mussten und konnten lernen, diese auszuhalten, indem sie eine Ambiguitätstoleranz entwickelten, der sogar gestalterische Freiräume abzugewinnen waren (MEIER).

Für die erfolgreiche Durchführung des hinter diesem Band stehenden Symposiums, das vom 3. bis 6. März 2013 in Heidelberg stattfand, sowie für die Herstellung dieses Bandes selbst, ist zahlreichen Personen und Institutionen Dank abzustatten: Die Tagung wurde finanziell und ideell unterstützt von der Ministerin für Wissenschaft, Forschung und Kunst des Landes Baden-Württemberg Theresia Bauer, von der Deut-

schen Forschungsgemeinschaft, von der Manfred Lautenschläger Stiftung, von der Sparkasse Heidelberg, vom Universitätsverlag Winter sowie von der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg und der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg. Die praktische Durchführung des Symposiums wäre nicht möglich gewesen ohne die tatkräftige Hilfe der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der beteiligten Seminare und vieler Studierender. Ein besonderer Dank gilt hier Katja Weiser, Ricarda Wagner und Frank Krabbes, die das eigentliche Rückgrat der Organisation darstellten. Einen Tagungsbericht verfassten Manuel Kamenzin, Daniel Beeker, Theresa Jaeckh, Lisa Horstmann und Nora Küppers.¹⁸ Auf dem Werk zum fertigen Buch war das Engagement von Friederike Pfister und Jakob Odenwald eine unverzichtbare Hilfe, die neben der redaktionellen Einrichtung der Beiträge auch die Erstellung der Register übernahmen. Dank gilt schließlich auch unseren Ansprechpartnern beim Verlag de Gruyter, allen voran Jacob Klingner und Maria Zucker, für die geduldige und stets interessierte Zusammenarbeit.

Heidelberg, November 2014

Klaus Oschema, Ludger Lieb, Johannes Heil

18 Erschienen in: *Das Mittelalter* 18, 1 (2013), S. 141–144.

